

Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer^{*}

Michael Meuser

Wenn von Geschlechterverhältnissen die Rede ist oder von der sozialen Konstruktion von Geschlecht, dann richtet sich der Blick in der Regel auf die Relation von Frauen und Männern. Geschlechterverhältnisse sind aber immer auch Binnenverhältnisse, die soziale Konstruktion von Geschlecht erfolgt immer auch in den Beziehungen und Interaktionen der Frauen untereinander sowie der Männer untereinander. Auch in dieser, der homosozialen Dimension gibt es Verhältnisse von Über- und Unterordnung. Ich werde mich in meinem Vortrag mit der homosozialen Konstruktion von Männlichkeit befassen. Als erstes werde ich auf die kompetitive Struktur eingehen, die männlich-homosozialen Beziehungen in hohem Maße zu Eigen ist. Zweitens werde ich zeigen, dass der Wettbewerb eine vergemeinschaftende Funktion hat. Ich werde drittens auf die Bedeutung eingehen, die der männlichen peer-group für die Einübung der Struktur einer kompetitiven Männlichkeit zukommt. Schließlich werde ich viertens zeigen, dass und in welcher Weise der Wettbewerb von persönlichen Motiven entkoppelt ist und dergestalt als Strukturübung fungiert.

Homosozialität meint »the seeking, enjoyment, and/or preference for the company of the same sex« (Lipman-Blumen 1976: 16), also eine wechselseitige Orientierung der Angehörigen eines Geschlechts aneinander. Michael Kimmel sieht eine zentrale Bedeutung homosozialer Gemeinschaften darin, dass in ihnen die männliche Geschlechtsidentität geformt wird. »Masculinity is largely a homosocial enactment« (Kimmel 1996: 7). Wie funktioniert die homosoziale Konstruktion von Männlichkeit? Eine überzeugende Antwort findet man in Pierre Bourdieus Aufsatz über die männliche Herrschaft. Bourdieu (1997: 203) zufolge wird der männliche Habitus »konstruiert und vollendet (...) nur in Verbindung mit dem den Männern vorbehaltenen Raum, in dem sich, *unter Männern*, die ernstesten Spiele des Wettbewerbs abspielen« (Herv.i.Orig.). Die Spiele, die Bourdieu anführt, werden in all den Handlungsfeldern gespielt, welche die Geschlechterordnung der bürgerlichen Gesellschaft als die Domänen männlichen Gestaltungswillens vorgesehen hat: in der

^{*} Bei diesem Beitrag handelt es sich um eine stark gekürzte und modifizierte Version eines gleichnamigen Kapitels des Buches »Herausforderungen. Männlichkeit im Wandel der Geschlechterverhältnisse« (Meuser 2007).

Ökonomie, der Politik, der Wissenschaft, im Sport, in den religiösen Institutionen, im Militär, aber auch in semi- und nicht-öffentlichen Feldern, in denen die Männer unter sich sind: in Clubs, Vereinen, Freundeskreisen. Den Frauen ist in diesen Feldern, so Bourdieu (1997: 203) weiter, eine marginale, gleichwohl für die Konstitution von Männlichkeit nicht unwichtige Position zugewiesen: Sie seien »auf die Rolle von Zuschauerinnen oder, wie Virginia Woolf sagt, von *schmeichelnden Spiegeln* verwiesen, die dem Mann das vergrößerte Bild seiner selbst zurückwerfen, dem er sich angleichen soll und will«. Soweit Bourdieu, der zwei miteinander verbundene Aspekte herausstreicht: die kompetitive Struktur von Männlichkeit und den homo-sozialen Charakter der sozialen Felder, in denen der Wettbewerb stattfindet. Dieser wird unter Männern ausgetragen, die einander als »Partner-Gegner« (Bourdieu 2005: 83) gegenüber stehen.

Diesen Gedanken, den Bourdieu selber nicht weiter ausführt, den ich aber vor dem Hintergrund meiner eigenen empirischen Forschung (Meuser 2006a) wie auch sonstiger Forschungen über Formen männlicher homosozialer Vergemeinschaftung (s.u.) für sehr aufschlussreich halte, werde ich im folgenden aufgreifen.¹ Meine These ist, dass der Wettbewerb ein zentrales Mittel männlicher Sozialisation ist und dass, so paradox das möglicherweise erscheinen mag, der Wettbewerb Männer nicht (oder nicht nur) voneinander trennt, sondern dass er zugleich, in ein- und derselben Bewegung, ein Mittel männlicher Vergemeinschaftung ist. Wie das zusammengeht, Wettbewerb und Vergemeinschaftung oder, wie man auch sagen kann, Wettbewerb und Solidarität, das kommt recht prägnant in der Beschreibung der von Verbindungsstudenten praktizierten Trinkrituale zum Ausdruck, die Norbert Elias in seinen »Studien über die Deutschen« liefert: »man trank mit- und gegeneinander um die Wette«, so die knappe, aber treffende Darstellung. Elias (1989: 125ff.) beschreibt die Welt der studentischen Verbindungen als ein kompetitives Leben mit hohem Konkurrenzdruck, dem es dennoch nicht an Kameradschaft und wechselseitiger Zuneigung fehlt. Eine derartige Simultaneität von Gegen- und Miteinander ist kennzeichnend für zahlreiche Männlichkeitsrituale. George Mosse (1997: 32f.) bemerkt in seiner Abhandlung zur Geschichte des modernen Männerbildes zur Praxis des Duells in Frankreich am Ende des 19. Jahrhunderts: »Männer, die ihre Degen kreuzten, formten angeblich eine Art »Freimaurerschaft« des gegenseitigen Respekts«. Der Aspekt der Vergemeinschaftung klingt auch in zahlreichen Berichten von Luftkämpfen im ersten und zweiten Weltkrieg an: wenn dem abgeschossenen Gegner

1 Mit diesen Forschungen meine ich im übrigen nicht nur solche Studien, die sich explizit im Rahmen der Geschlechterforschung verorten, sondern eine Vielzahl auch älterer soziologischer Studien, die sich aus ganz unterschiedlichen Perspektiven mit einzelnen männlichen Gesellungsformen befassen – vielfach ohne auf die geschlechtliche Dimension einzugehen, zum Beispiel jugendsoziologische und kriminologische Studien, die man mit Gewinn in einer geschlechtertheoretischen Perspektive neu lesen kann, Studien über jugendliche Gangs zum Beispiel.

Respekt als mannhaft kämpfenden Soldaten gezollt wird. Der Strukturlogik von Wettbewerb und Solidarität folgt ebenso das Ritual des Mensur-Schlagens. Der wechselseitig unternommene Versuch, den Anderen zu verletzen, stiftet Gemeinschaft. Eine wechselseitige Anerkennung wird über Gewaltanwendung hergestellt, die in diesem Fall hochgradig ritualisiert ist. Dass auch ein gewaltförmig ausgetragener Wettbewerb vergemeinschaftende Effekte haben kann, ist nicht auf derartige Formen ritualisierter Gewalt begrenzt. Man findet dergleichen zum Beispiel auch bei Hooligans oder noch häufiger in dem, was die Akteure selbst als »Spaßprügeln« bezeichnen, eine spielerische Form des Wettbewerbs, wie er regelmäßig auf Schulhöfen ausgetragen wird.

Die Spiele des Wettbewerbs haben eine große Bandbreite. Sie reichen vom verbalen Wettstreit bis zu gewalttätigen Formen. In diesen Spielen erfolgt die Konstruktion von Männlichkeit vor den und für die anderen Männer. Ein zentraler »Spieleinsatz« vor allem in den verbal ausgetragenen Wettbewerben ist die männliche Hegemonie in der heterosozialen Dimension. Im Wettbewerb der Männer untereinander hat die Behauptung männlicher Hegemonie gegenüber Frauen einen zentralen Stellenwert (Meuser 2006b).

Von zentraler Bedeutung für die Einübung der kompetitiv strukturierten Männlichkeit ist die peer group der gleichaltrigen männlichen Jugendlichen. Die peer group ist lebensgeschichtlich gewöhnlich der erste homosozial geprägte soziale Raum, den sich der heranwachsende Jugendliche erschließt, ein Raum außerhalb der Familie. Hier wird die Strukturlogik des männlichen Habitus gleichsam angeeignet. Zu dieser Aneignung gehört eine Abgrenzung gegenüber Frauen sowie (zumindest phasenweise) gegenüber allem, was weiblich konnotiert ist. In Theorien und Studien zur geschlechtlichen Sozialisation ist diese heterosoziale Dimension der Distinktion ausführlich dargelegt, etwa bei Nancy Chodorow (1985) oder bei Lothar Böhnisch und Reinhard Winter (1993). Was in den Abhandlungen zur männlichen Sozialisation gegenüber der Betonung der heterosozialen Abgrenzung gewöhnlich zu kurz kommt, das sind der Wettbewerb und die Distinktion in der binnengeschlechtlichen Relation. Beides muss aber zusammen gesehen werden.

Um die Bedeutung des Geschehens in der binnengeschlechtlichen Dimension zu verdeutlichen, werde ich mich einem Phänomen zuwenden, dem in der pädagogischen Diskussion zur männlichen Sozialisation viel Aufmerksamkeit geschenkt wird und das für Irritationen sorgt. Ich meine das hohe Ausmaß an wettbewerbsförmig strukturiertem Risikohandeln, das für viele männliche peer groups im Jugendalter kennzeichnend ist (Meuser 2005). Es ist ein Handeln, bei dem mehr oder minder spielerisch, aber mit durchaus ernsten Folgen die Unversehrtheit des eigenen Körpers wie auch der Körper von anderen aufs Spiel gesetzt wird. Das Risikohandeln erfolgt nicht selten unter starkem Gruppendruck; gleichwohl bekräftigt die Anerkennung, die ein Riskieren des eigenen Körpers hervorruft, den geschlecht-

lichen Status. Im pädagogischen Diskurs über männliches Wettbewerbs- und Risikohandeln wird dieses vielfach als Ausdruck einer essentiellen Unsicherheit der männlichen Akteure hinsichtlich ihrer geschlechtlichen Identität interpretiert. Das Risikohandeln erscheint in dieser Sichtweise als ein kompensatorischer Akt angesichts einer fragilen Geschlechtsidentität. So werden die häufigen Schlägereien unter männlichen Schülern als tägliche Verteidigung einer herausgeforderten Männlichkeit beschrieben, die immer wieder unter Beweis gestellt werden muss. Dem ist insofern zuzustimmen, als die Männlichkeit den männlichen Adoleszenten nicht als unverbrüchlicher Besitz zu eigen ist. Sie muss, ganz im Sinne der Annahme des *doing gender*, durch bestimmte Praktiken immer wieder situativ hergestellt werden. Den eigenen Körper im Wettbewerb mit anderen Schülern zu riskieren, ist ein Weg, dies zu tun. Es ist eine Form des *doing masculinity*. Aber auch wenn die Männlichkeit in der homosozialen Gemeinschaft immer wieder herausgefordert wird, so vermittelt diese Gemeinschaft gleichzeitig eine fundamentale habituelle Sicherheit, indem sie keinen Zweifel lässt, was eine angemessene Performanz einer sozial anerkannten Männlichkeit ist. Die jungen Männer sind einerseits ständig gefordert, ihre Männlichkeit unter Beweis zu stellen – insofern ist ihre Männlichkeit fragil –, sie wissen aber andererseits und werden darin durch die Gruppe bestärkt, was sie tun müssen, um sich als Mann zu beweisen – insofern gibt es eine habituelle Sicherheit. Es sind die ernstesten Spiele des Wettbewerbs, in denen Männlichkeit sich formt, und die homosoziale Gemeinschaft sorgt dafür, dass die Spielregeln in das inkorporierte Geschlechtswissen der männlichen Akteure eingehen.

Ein Kennzeichen zahlreicher dieser ernstesten Spiele ist ihr ritualisierter Charakter. Das gilt sowohl für institutionalisierte Formen des Wettbewerbs, wie wir sie zum Beispiel in studentischen Verbindungen vorfinden, als auch für informelle Formen. Auch der verbale Wettstreit ist vielfach hochgradig ritualisiert. In vielen Jugend- und jugendlichen Subkulturen gibt es zum Beispiel Beleidigungsrituale, die regelmäßig und mit großer Freude praktiziert werden. Gabriele Klein und Malte Friedrich (2003) haben dies für die HipHop-Szene gezeigt, Hermann Tertilt (1996) in seiner sehr aufschlussreichen ethnographischen Studie über eine Gang namens »Turkish Power Boys«. Ritualisierung impliziert, dass es eine erwartbare Abfolge von Handlungen bzw. Redezügen gibt, und Ritualisierung bedeutet, dass der Wettbewerb von persönlichen Motiven entkoppelt ist. Beleidigungen werden nicht ausgetauscht, weil man den anderen nicht mag, sondern weil sie zum szenischen Inventar der Gruppenperformanz gehören und weil es Spaß macht. Genauso wie das Kampftrinken und mitunter auch das Prügeln Spaß machen.

Die Entkopplung von persönlichen Motiven verweist darauf, dass die Spiele des Wettbewerbs, zumal die ritualisierten, die Funktion von Strukturübungen haben. Bourdieu (1993: 138) unterscheidet drei Formen der Sozialisation: erstens ein »Lernen durch schlichte Gewöhnung«, zweitens die explizite Unterweisung. Drit-

tens und zusätzlich zu diesen Formen sieht »jede Gesellschaft Strukturübungen vor«, mit denen bestimmte Formen »praktischer Meisterschaft« übertragen werden. Mit Bezug auf seine ethnologischen Forschungen in der Kabylei nennt Bourdieu

»alle Spiele, die häufig nach der Logik von Wette, Herausforderung oder Kampf strukturiert sind (Zweikampf oder Gruppenkampf, Scheibenschießen usw.) und bei denen von den Knaben verlangt wird, die Erzeugungsschemata der Ehrenstrategien auf der Ebene des ›So-tun-als-ob‹ anzuwenden«.

In diesen Strukturübungen werden nicht nur die Spielregeln der ernstesten Spiele des Wettbewerbs angeeignet, hier lernen die heranwachsenden Männer vor allen Dingen eines: sie lernen, diese Spiele zu lieben, den Wettbewerb als solchen zu mögen, »Geschmack« daran zu finden. Geschmack verstehe ich hier in dem Sinne, wie Bourdieu in den feinen Unterschieden den Geschmack als Element des Habitus beschreibt. Und genau das, das Lieben des Wettbewerbs, verschafft den Männern einen entscheidenden Gender-Vorteil in dem hochgradig kompetitiv strukturierten Feldern beruflicher Spitzenpositionen. In den USA sind mittlerweile über 40 Prozent der Positionen im mittleren Management mit Frauen besetzt, und es gibt genügend hoch qualifizierte Frauen, die vom Kompetenzprofil her geeignet sind für hohe und höchste Management-Positionen. Gleichwohl liegt ihr Anteil bei den hohen Management-Positionen nur bei fünf Prozent, und in den Top-Positionen bei gerade einmal ein Prozent (Pasero 2004). Ein Grund hierfür ist gewiss, dass Frauen der Zugang verwehrt wird, also soziale Schließung. Aber das erklärt nicht alles. Eine Beobachtung ist auch, dass die meisten hoch qualifizierten Frauen es ablehnen, sich an dem »rat race« um die Spitzenpositionen zu beteiligen. Meine These ist: Sie lehnen dies deshalb ab, weil sie zwar die Spielregeln durchschauen, es aber, anders als die Männer, nicht oder nicht in dem Maße wie die Männer gelernt haben, den Wettbewerb als solchen zu lieben.

Die Welt der Hooligans, der HipHoper, der studentischen Verbindungen, der Turkish Power Boys haben bei allen Unterschieden eines gemeinsam: Es sind kompetitiv strukturierte soziale Orte, in denen sowohl grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen Männern als auch Hierarchien von Männlichkeit hergestellt werden. Die Geschlechtslogik, nach welcher der Wettbewerb funktioniert, ist jeweils die gleiche; die Spiele jedoch, mit denen der Wettbewerb ausgetragen wird, unterscheiden sich. In diesem Sinne sind zum Beispiel die Subkulturen von Hooligans und von studentischen Verbindungen einander zugleich ähnlich und verschieden – beide sind als »typisch männliche« Kulturen identifizierbar, aber doch grundverschiedenen Welten angehörend. Das in schlagenden Verbindungen praktizierte Mensurschlagen lässt sich als eine dem »verfeinerten« Habitus des bürgerlichen Milieus entsprechende Form des Riskierens des eigenen Körpers begreifen und unterscheidet sich darin, also in der Stilisierung, von Schlägereien zwischen street gangs.

In der Kopplung von Wettbewerb und Solidarität, von Distinktion und Konjunktion, ist eine fundamentale, Milieu-, Generations- und wohl auch ethnische Grenzen transzendierende strukturelle Homologie homosozialer Männergemeinschaften zu sehen. Wenn es so etwas wie ein generatives Prinzip des männlichen Habitus gibt, dann dürfte die enge Verzahnung von Wettbewerb und Solidarität ein zentrales Element sein. Die Soziologie ist gewöhnlich und mit guten Gründen skeptisch gegenüber transhistorischen und transkulturellen Verallgemeinerungen. Aber nicht nur die Beobachtungen Bourdieus in der kabyischen Gesellschaft, auch viele andere ethnologische Studien zur Organisation von Geschlechterbeziehungen (Gilmore 1991) weisen deutlich darauf hin, dass die Verzahnung von Wettbewerb und Solidarität das Prinzip ist, das der Konstruktion von Männlichkeit in den unterschiedlichsten Kulturen zugrunde liegt.

Literatur

- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (1993), *Männliche Sozialisation*, Weinheim/München.
- Bourdieu, Pierre (1993), *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1997), »Die männliche Herrschaft«, in: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt a.M., S. 153–217.
- Bourdieu, Pierre (2005), *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt a.M.
- Chodorow, Nancy (1985), *Das Erbe der Mütter*, München.
- Elias, Norbert (1989), *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.
- Kimmel, Michael (1996), *Manhood in America. A Cultural History*, New York.
- Klein, Gabriele/Friedrich, Malte (2003), *Is This Real? Die Kultur des HipHop*, Frankfurt a.M.
- Lipman-Blumen, Jean (1976), »Toward a Homosocial Theory of Sex Roles: An Explanation of the Sex Segregation of Social Institutions«, *Signs* 1, S. 15–31.
- Meuser, Michael (2005), »Strukturübungen. Peer Groups, Risikohandeln und die Aneignung des männlichen Geschlechtshabitus«, in: King, Vera/Flaake, Karin (Hg.), *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsenensein*, Frankfurt a.M./New York: Campus 2005, S. 309–323.
- Meuser, Michael (2006a), *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*, Wiesbaden.
- Meuser, Michael (2006b), »Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der men's studies«, in: Aulenbacher, Brigitte u.a. (Hg.), *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art*, Münster.
- Meuser, Michael (2007), *Herausforderungen. Männlichkeit im Wandel der Geschlechterverhältnisse*, Helge Pross-Vorlesung 2004, Köln (im Druck).
- Mosse, George L. (1997), *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*, Frankfurt a.M.
- Pasero, Ursula (2004), *Gender Trouble in Organisationen und die Erreichbarkeit von Führung*, in: dies./Priddat, Birger P. (Hg.), *Organisationen und Netzwerke. Der Fall Gender*, Wiesbaden, S. 143–163.
- Tertilt, Hermann (1996), *Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande*, Frankfurt a.M.